

KURT FLASCH

SCHILLER – »UNDIALEKTISCH«

Jubiläen verderben den Geschmack. Der drohende Termindruck zwingt zu übereilem Abschluß. Schlimmer noch: Der Zwang, einen Längstverblichenen als »aktuell« anzupreisen, verdirbt die philologische und begriffliche Präzision. Was Stil angeht, stellen wir an professorale Schreibtüchtige ohnehin keine übertriebenen Forderungen, reden wir also im Schillerjahr einmal von philologischer und begrifflicher Präzisierung.

Das erwartete Unglück ist hereingebrochen. Unter dem Titelstichwort *Schiller aktuell* präsentiert uns Peter-André Alt *Schiller dialektisch*. Wer den Autor aus seiner zweibändigen Schiller-Biographie schätzen gelernt hat, erwartet von ihm, daß er uns mitteilt, was hier das Wort »dialektisch« bedeutet. Dieser Ausdruck hat eine lange, verzwickte Geschichte. Bedeute er in der älteren Zeit soviel wie die aristotelisch-boethianische Schullogik, widmete Kant ihn um und verstand darunter die Notwendigkeit, mit der unser Verstand in Widersprüche gerät, wenn er über das Feld der Erfahrung hinaus räsoniert. Hegel faßte ihn anders, nämlich als immanentes Hinausgehen der Bestimmungen über sich selbst, in der Negation erweise sich das Ganze.

Natürlich läßt sich der Begriff der »Dialektik« umständlicher und gelehrter erklären, aber als schlichtes Raster für den ersten Zugang mag die Unterscheidung seiner dreifachen Bedeutung nützlich sein. Was heißt es nun, wenn der Jubiläumsbeitrag des Würzburger Germanisten unter dem Titel steht: *Schiller dialektisch*?

Der Aufsatz setzt ein mit einem Zitat aus Schillers Brief an Körner vom 21. Januar 1802, in dem Schiller die Deutschen kritisiert, »denen alles gleich fest wird«, denen lebendige Bewegungen und die unendliche Kunst zu einem buchstäblichen Glaubensbekenntnis gerinnt. Statt die Dinge, das Denken und das Dichten in Entwicklung zu sehen, verlangen sie nach einer Formel. Peter-André Alt, in Berlin geboren, stellt diese ungeheuer sympa-

thische Bereitschaft der Selbstkritik der Deutschen an den Anfang und erfüllt die Forderung der alten Rhetorik nach einer *captatio benevolentiae*. Das Wohlwollen wächst noch, wenn es heißt, Schillers Abweisung der Formelsucht sei als »Anweisung für die Lektüre seiner eigenen Werke« aufzufassen. Das kann ja nur gut werden, denkt der zur Festfeier eingeladene Leser, zumal wenn er die Kunst bewundert, mit der Alt die schlichten Sätze Schillers – wir sollen Kunstwerke nicht gleich fest nehmen, sollen sie nicht für heilig und ewig nehmen und den Künstler nicht an Formeln binden – in die erhabene Kunstformel umgießt, die »ästhetische Erfahrung (könne einzig) durch den dynamischen Charakter ihrer Gegenstände bildende Dimensionen erlangen«. So edel und so verdreht, ist uns schon lange nicht mehr gesagt worden, daß auf der Erde nichts Bestand hat, aber schließlich geht es um hohe Dinge, nämlich um »eine Einsicht, die der Prozessualität kultureller Bedeutungskonfigurationen Rechnung trägt.« Früher sagte das einmal ein Bekannter des Marbacher Poeten in bedauernswerter Schlichtheit: »Alle acht Tage war Schiller ein anderer« (zu Eckermann, 4. Januar 1824). Aber heute, unter uns Germanisten, klingt das alles höher. Der Fortschritt ist so unverkennbar wie die Überanstrengung. Wortungetüme machen dem Leser klar, daß er nicht eingeladen wird zu irdischen Freuden in Schiller, sondern eben zu *Schiller dialektisch*, und er untersucht nun, was versteht der ausführliche Schillerforscher unter »dialektisch«?

Da heißt es zunächst, Schillers Werk werde »von Antinomien« beherrscht. Alt erwähnt die »großen Dualismen« von »Natur und Vernunft, Idee und Realität (S. 382).«¹ Das ist der alte Konflikt: Sinnenglück und Seelenfrieden. Vor über 50 Jahren gab es ein lesenswertes Buch über *Idee und Wirklichkeit* in Schillers Dramen, das zeigte, wie Schiller Dualismen durchspielt, in wechselnde Beleuchtung versetzt, ohne sie spekulativ aufzuheben. Es bleibt der Riß. Das wußten wir schon, aber wie kunstvoll umschreibt unser Würzburger Forscher den alten Gemeinplatz, indem er von den Antinomien behauptet, sie »durchlaufen eine dynamische Bearbeitung durch die Reflexion, indem sie jenseits statischer Zuschreibungslogik als Elemente eines selbst veränderlichen Gefüges aufgefaßt werden (S. 382). Jetzt wissen wir, was an der Zeit ist: Antinomien werden nicht mehr wie früher »durchdacht« oder »gelöst«, sie »durchlaufen eine dynamische Bearbeitung durch die Reflexion« Schiller, heißt es, »denkt dialektisch«. Als Universalhistoriker begreift er »die Konkurrenz der geschichtlichen Impulsrichtungen, die zu einem verwirrenden Geflecht von Linien und Kraftfeldern führt, als eine auf höherer Erkenntnisstufe sichtbare Einheit der

¹ Alle Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf: Peter-André Alt, *Schiller dialektisch*, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 48, 2004, S. 381-386.

Gegensätze« (S. 382). Das hieße doch, der Geschichtsdenker habe die Antinomien in einer höheren Einheit aufgehoben gedacht. Hier heißt dialektisch denken mit Bruno, Hamann und Schelling die Einheit der Gegensätze sehen, auf »höherer Erkenntnisstufe«, versteht sich. Unter der Hand hat sich der Begriff von »Dialektik« verschoben: Aus der Anerkennung unveröhnlicher Gegensätze ist sie zur Spekulation über versöhnten Zwiespalt geworden, oder, wie Alt schreibt, zur »Entspannung von Oppositionen in einem Dritten« (S. 382). An Worten fehlt es hier nicht. Ein Hegelzitat begleitet diese neue Einsicht. Der Autor, der zuvor eher in die Richtung Kants gedeutet hatte, will einige Zeilen lang sagen, Schiller denke *dialektisch* wie der junge Schelling oder wie Hegel.

Aber auch dabei bleibt er nicht. Irgendwie, findet er, stimmt die Festlegung auf diesen Sinn von Dialektik nicht. Den Fehler, den die Deutschen so an sich haben, »daß ihnen alles gleich fest wird«, will er, Peter-André Alt, nicht wiederholen. Und schon durchbricht er mutig die selbstgebaute Schranke, er überläßt seine kostbare Gedankenfracht nicht einer »statischen Zuschreibungslogik, sondern erklärt, warum wir das, was bei Schiller eigentlich vorhanden ist, das dialektische Denken, nicht sehen. Der Marbacher hat es listig versteckt. Denn das, was bei Schiller »durchgehend herrscht« (S. 383), hält dieser Autor raffiniert verborgen; er hat, wie Alt das ausdrückt, »die zuvor in sie (die dialektische Reflexionskultur) investierte Gedankenarbeit aus programmatischen Gründen reduziert« (S. 383), oder noch raffinierter, er hat seinen »dialektischen Antrieb« *verdeckt*. Wodurch? Durch »Schillers gefällige Sprache«, aber nein, das wäre noch zu einfach, die Dialektik, die »durchgehend herrscht« sei, so entdeckt Meister Alt, verborgen unter »Schillers gefälliger Sprache, mit ihrem kunstvollen Register rhetorischer Amplifikationen, Chiasmen und Parallelisierungen« (S. 383). Jetzt wissen wir endlich, warum uns Schiller gefällt und wie schlecht wir dabei ohne Alt und ohne Jubiläum damit dran wären; wir blieben in dem Irrtum, in den uns Schillers »gefällige Sprache« täuscht über seine »zuvor investierte Gedankenarbeit« täuscht und warum es eines terminologiegewaltigen Germanisten aus Würzburg bedurft hat, der um uns vor dieser Täuschung zu retten. Schließlich haben wir Schiller-Jahr.

Aber was wird denn nun nach diesem Schwenk aus Schillers dialektischem Denken? Alt findet es, aber in seiner Verborgenheit, abgespeckt zu einer »dialektischen Grundierung«; es ist heruntergeredet zu einem »dialektischen Antrieb« (S. 383). Schon wird dem Leser angst und bange, wenn sich das, was bei Schiller doch »herrscht«, derart verflüchtigt. Aber der Autor weiß sich zu helfen. Zwar kann er uns nicht erklären, was eine »dialektische Grundierung« ist, aber indem er mächtige Adjektive vor das Wort

»Dialektik« setzt, kommt sie wieder zu Kräften. Sie tritt aus ihrer Verdecktheit heraus, breit und leicht erkennbar, denn jetzt heißt sie eine »eminente Dialektik« (S. 382), oder, substantieller noch, ergreifender noch, der Autor stellt sie vor uns hin mit dem beherzten Titel »die abgründige Dialektik des Idealismus« (S. 385). Wenn ich inzwischen erfahren hätte, was der Autor meint, wenn er schreibt »Schiller denkt dialektisch« würde ich ungeniert die Frage wagen: Was heißt hier »Idealismus«? Aber so scharf will ich einen Autor nicht anpacken, der zu verstehen gibt, daß er Walter Benjamin und Adorno gelesen hat. Schließlich ist er gebildet, versteht Hegel zu zitieren, die Vorrede zur Phänomenologie des Geistes und sogar die Ästhetik, die so aktuell sei, daß sich in ihrem Namen heutige Theateraufführungen kritisieren ließen.

Ermattet lege ich den Jubiläumsaufsatz aus der Hand und suche Erholung bei Schiller, von dem ich soeben gelernt habe, er spreche eine so »gefällige Sprache«. Ich greife nach einem Band mit Schillers Gedichten und suche ein kleines, gefälliges Stück, kein gedankentiefes wie den Spaziergang oder die Götter Griechenlands, nein, nein, etwas Einfaches, bei dem die »zuvor investierte Gedankenarbeit aus programmatischen Gründen reduziert (S. 383) ist. Ich blättere und stoße auf:

Würde des Menschen

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt
ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde
Von selbst.

In diesem 1796 entstandenen Distichon hören wir nun Schiller selbst. Er verbittet sich die Phrasen von der Würde des Menschen, die bei uns bekanntlich »unantastbar« heißt. Der Dichter hatte die Nase voll von dieser Art von »Idealismus«; er entlarvt ihn als Redensart. Wo bleibt nur seine »gefällige Sprache«? Man halte diesen Ausbruch der Ungeduld neben die Charakteristik, die Peter-André Alt von Schillers Lyrik generalisierend gibt; sie sei, schreibt er, »die populäre Spielart der camoufflierten Komplexität, die Schillers Reflexionsformen auszeichnet« (S. 383). Herablassender kann man von Schiller nicht reden. Nur daß es im Jubiläumsdeutsch geschieht, macht die Roheit weniger empfindlich. Wo, bitte schön, steckt denn hier Camouflage? Wer treibt Vermummung, Schiller oder Alt? Alt redet von Schiller, als handle es sich um Carossa. Aber von diesem Distichon führt die Linie zu Bert Brecht.

Alts Begriff von »Dialektik« schwankt zwischen Germanistendeutsch und einem bei Adorno erlernten Resthegelianismus; er hat mit Schiller fast

nichts zu tun. Alts Leser muß sowohl Schiller wie Hegel erst einmal herausretten aus dem Drahtverhau seiner Terminologie. Dazu gibt es ein Textstück von Hegel, das Alt zwar kennt, aber in seiner Aussage nicht erkannt hat. Alt sieht in Schillers Dramen die »abgründige Dialektik des Idealismus«; er findet dort »Formen verschlungener Gegensätze« unter dem Mummenschanz »gefälliger Sprache«. Machen wir die Probe, gehen wir zum *Wallenstein*. Es gibt dort »verschlungene Gegensätze«, wobei ich nicht weiß, ob Alt von Gegensätzen spricht, die *ineinander verschlungen* sind, also fortbestehen oder die der Einheits-Abgrund *verschlungen hat*, die also *verschwunden wären*. Ich meine: In diesem Drama stehen sich Gegensätze gegenüber und wirken aufeinander ein. Insbesondere steht Max Piccolomini dem großen Feldherrn gegenüber wie das Unbestimmte dem Bestimmten (Hegel). Nun ist es aber der entscheidende Kunstgriff des Dramaturgen Schiller, daß Max in den letzten beiden Akten nicht mehr auftritt. Konnte man noch bis zu seinem Abgang von einem Dualismus zwischen Ideal und geschichtlicher Welt sprechen, so steht Wallenstein als großer Täter zuletzt allein da. Schiller, sagt man, war ein »Idealist«. Alt schreibt ihm die »abgründige Dialektik des Idealismus« zu, aber in Schillers Hauptwerk, dem *Wallenstein*, verschwindet Max Piccolomini von der Bühne. Die Seite des Idealischen fällt aus. Sie wirkt kraftlos und unterlegen gegenüber dem großen Täter. Die Max-Seite tritt einfach ab; sie wirkt nicht mehr auf ihren Gegensatz. Schon gar nicht kommt es zur Versöhnung, die im Hegelschen Begriff der Negation und Dialektik konstitutiv ist. Eben dies hat Hegel in seinen späten Berliner Jahren unmißverständlich ausgesprochen. Er schreibt, in Schillers *Wallenstein* stehe am Ende »nicht mehr Leben gegen Leben; aber es steht nur Tod gegen Leben auf, und unglaublich! abscheulich! Der Tod siegt über das Leben! Dieß ist nicht tragisch, sondern entsetzlich! Dieß zerreißt das Gemüth, daraus kann man nicht mit erleichterter Brust springen!«

Hegel hatte einen »dialektischen« Begriff von Tragik. Aber er sah, daß Schillers *Wallenstein* dieses Konzept sprengt. Hegel hatte einen ausgearbeiteten Begriff von Dialektik. Aber er weigerte sich, diesen Begriff bis zur Unkenntlichkeit aufzuweichen. Deswegen war er empört über Schillers *Wallenstein*. Er fand ihn nicht dialektisch, sondern *entsetzlich*. Der Würzburger Hegel-Adept schwächt beides ab, das Konzept des Idealismus wie das der Dialektik. Es wäre ungerecht, von ihm zu behaupten, das habe ihn gehindert, Schiller zu begreifen. Ich teile mit Alt die Absicht, ins Einzelne zu gehen, also Bewegungen nicht erstarren zu lassen und sage daher nur: Das Distichon von 1796 *Würde des Menschen* widerlegt Alts verallgemeinernde Charakteristik von Schillers Lyrik; Hegels *Wallenstein*-Kritik decouvriert seinen unscharfen Gebrauch philosophischer Termini und

seine leere Formel von der »abgründigen Dialektik des Idealismus«. Ich hasse Jubiläen. Sie veranlassen einen respektablen Spezialisten, von dessen zweibändiger Schillerbiographie wir alle profitiert haben und der das zitierte Distichon ebenso kennt wie Hegels Wallensteinkritik, zu philosophierenden Diktion, die argumentativ leer bleibt.² Sie fördern so merkwürdige Programme wie Alts Forderung, wir sollten »die notwendige Balance zwischen historischer Rekonstruktion und Aktualisierung schaffen« (S. 386). Nein, gerade nicht. Wenn historische Rekonstruktion, dann Historie, wenn Aktualisierung dann Aktualisierung.

² Peter-André Alt, Schiller. Leben – Werk – Zeit, 2 Bde, München 2000. Knapper Bezug auf das Distichon in Bd. 1, S. 124, ausführlicher über Hegels Kritik in Bd. 2, S. 460-461.